

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 16 (1912-1913)
Heft: 6

Artikel: Ein Stelldichein
Autor: Bliss, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihnen in seiner eigenen Burg gefangen. 6 Jahre lang büßte der mächtige Wolf Diedrich von Raitenau hier sein Begehren, das Stift Berchtesgaden und seine lockenden Salzreichtümer mit Waffengewalt an sich zu reißen. Der Tod befreite ihn aus seiner Gefangenschaft, die freilich eine leichtere war, als diejenige so mancher Andern, die in diesen Festungsmauern und Verliesen langsam dem Tode entgegen gingen.

Noch im 17. Jahrhundert schuf der weitblickende Erzbischof Paris, Graf von Lodron, neue Befestigungsgürtel, Bastionen und Schanzen. Dann nahm die Befestigung ihr Ende. Ohne Schwertstreich zogen am 15. Dezember 1800 die Franzosen in ihre Tore ein und hausten übel darin; seit 1861 hat Hohen Salzburg aufgehört als Festung zu existieren, heute dienen ihre weiten Räume als Kaserne.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Stelldichein.

Von Paul Bliß.

Vor der Bank, die unter dem blühenden Holunder neben der Drpheus-Statue steht, geht ein eleganter junger Mann erregt auf und ab. Bald steht er still, sieht sich nach allen Seiten um, suchend und hoffend, zieht die Uhr, schüttelt unwillig den wohlfrijierten Kopf, und nimmt dann den Spaziergang wieder auf.

Je weiter die Zeit vorschreitet, desto ungeduldiger wird er. „Wenn sie nun nicht käme!“ murrte er halblaut. „Schon zehn Minuten nach vier — es wäre verflucht ärgerlich!“ — Und dann zieht er wiederum die Uhr, schüttelt noch einmal den Kopf und beginnt von neuem auf und ab zu patrouillieren.

Plötzlich sieht er, wie ein alter Herr geradenwegs auf die Bank lossteuert.

„Na, er wird doch nicht etwa gar —!“

Aber schon ist es geschehen. Der alte Herr, ein heiterer Sechziger, sieht den jungen Elegant lächelnd an und fragt: „Sie gestatten doch?“

Der aber ist wütend, sagt nur ganz kurz: „Bitte!“ und setzt dann seinen Dauerlauf vor der Bank fort.

Inzwischen hat der Alte es sich nach Kräften bequem gemacht.

„Dies ist nämlich mein Lieblingsplatz,“ beginnt er dann, „hier pflege ich immer eine Stunde nachmittags frische Luft zu schöpfen.“

„So so,“ sagt der Junge nur; heimlich aber wünscht er den Alten Gott weiß wohin.

„Fast der schönste Platz im ganzen Park.“

„Ja, ja!“

„So ruhig und so lauschig. Ganz geschaffen zum Ausruhen . . .“

„Gewiß, jawohl!“

„Aber wollen Sie sich nicht auch ein wenig setzen?“

„Ach nein, danke sehr! Ich — habe zum Sitzen keine Ruhe!“

Der junge Mann ist ganz ratlos, er weiß absolut nicht, wie er den Alten fortbringen soll.

Sie erwarten wohl jemand?“

„hm . . . wie meinen Sie?“

„Na ja,“ droht lächelnd der Alte, „gewiß ein kleines heimliches Stelldichein — wie?“

Der gerade Weg ist der beste, denkt der Junge, und so antwortet er freitweg: „In der That, mein Herr, Sie haben das Richtige getroffen, ich erwarte hier eine Dame, und deswegen wäre ich Ihnen sehr dankbar —“

„Aber selbstverständlich!“ Sofort erhebt sich der Alte.

„Sie sind mir doch nicht böse, daß ich Sie heute um Ihre Giesta bringe?“

„Aber nicht im geringsten!“ versichert lustig der alte Herr. „Im Gegenteil! Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich nicht sofort gemerkt habe, wie es hier steht.“

„Aber ich bitte Sie!“

„Nein, nein! Alles was recht ist! Die Freuden der Jugend soll man nicht stören; — ich war auch einmal jung! — Also, viel Vergnügen. Empfehle mich.“ Und langsam geht er den Weg hinunter weiter.

Nun ist der andere wieder allein. Zwar ist jetzt das Terrain wieder frei, aber ruhiger ist er trotzdem nicht. Minute auf Minute verrinnt und die Erwartete kommt nicht . . . Jetzt weiß er schon gar nicht mehr, was er vor Ungeduld machen soll. Und wieder zieht er das Briefchen heraus — zum zehntenmal geschieht es nun schon! — Und wieder durchfliegt er die Zeilen: um vier wollte sie kommen, und jetzt ist es bereits zwanzig Minuten später! — Was kann denn nur vorgefallen sein?

Er steht und zermartert sein Hirn, erwägt dies und das, kombiniert das tollste Zeug zusammen, aber zu einem Resultat kommt er nicht, und ruhiger wird er auch nicht, denn die Zeit verstreicht, und er harret noch immer umsonst.

Endlich ist noch eine qualvolle Viertelstunde verstrichen — jetzt ist es ein Viertel vor fünf Uhr — und noch immer läuft er wartend auf und nieder.

Da kommt der alte Herr langsam den Weg zurück.

„Ah, mein junger Freund,“ sagt er mit ganz leiser Ironie, „man hat sie wohl — hm — verfehlt?“

Der Junge ist wütend über die Blamage, er möchte am liebsten grob werden, nimmt sich aber zusammen und meint mit verstellter Heiterkeit.

„Ja, so sind die Frauenzimmer: Pünktlichkeit ist ihre Tugend nicht.“

Und der Alte mit feinem Spott: „Mit Verlaub! Sie müssen aber schon sehr verliebt sein, daß Sie für die Verspätung einer Stunde noch eine Entschuldigung finden.“

Wieder schluckt der Junge eine ärgerliche Entgegnung herunter, stellt sich aber ganz ruhig und sagt: „Sie haben übrigens ganz recht — man darf sich nicht zu viel bieten lassen — ich werde nicht mehr länger warten.“

„Ah, bravo, junger Freund! Damit erreichen Sie auch entschieden mehr.“

Der Junge dankt verbindlich lächelnd. „Wenn Sie gestatten, schließe ich mich Ihnen an.“

„Ich bitte darum.“

„Gestatten: Rhode, Referendar.“

„Sehr angenehm! Mein Name ist Bergmann!“

Verbeugung von beiden Seiten und dann gehen sie langsam fort von der lauschigen Bank unter dem blühenden Holunder.

Nach einer Weile fragt der Alte: „Wie wäre es, wenn wir nun einen guten Schoppen trinken gingen, damit Sie den Ärger hinunterspülen —?“

„Oh, ich bin durchaus kein Unmensch . . .“

„Recht so! — Dann kommen Sie nur, ich weiß einen stillen Winkel, wo es einen wundervollen Rautenthaler gibt, dorthin retten wir uns.“

Zehn Minuten später saßen sie beim Wein.

„Ja ja, die Liebe,“ — sagt lächelnd der Alte und hält den goldhellen Wein gegen das Licht — „so lange man noch die Fünfszig vor sich hat, so lange hat man ja keine Ruhe, — oh, ich kenne das, war auch mal sehr jung — aber froh war ich doch, als ich mich so nach und nach hinausrettete aus dem wilden Trubel; und noch froher war ich, daß ich mir die goldene Freiheit erhalten hatte — da erst fing ich an, mit Methode zu leben!“

„Sie sind ein Feind der Ehe?“

O nein, das nicht gerade, aber heiraten wollte ich trotzdem nicht.“

Der Referendar lächelte nur und trank das zweite Glas leer.

„Aber weshalb denn?“

„Ich schätze eben die Freiheit höher. Hab' ich vielleicht so Unrecht darin?“

Der Referendar lächelte wieder. Er hatte zu schnell getrunken, so daß er nicht mehr so ganz klar war. „Sie sprechen von der Höhe Ihrer Lebenserfahrung herab,“ sagte er, „ich aber will diesen Berg erst erklimmen.“

Der Alte nickte. „Machen Sie sich trotzdem meine Weisheit zunutze.“

Kleine Pause. . . .

Der Referendar merkte, daß der Wein ihm zu Kopfe stieg; zuerst war ihm das unangenehm, dann aber kümmerte er sich nicht weiter darum, und

endlich fand er ein kleines Wohlbehagen daran, seine enttäuschte Hoffnung hier bei einem guten Tropfen zu vergessen. So trank er tapfer weiter.

„Wissen Sie,“ begann der Alte wieder, „daß ich heute, als ich von Ihnen fortging, furchtbar neugierig war! Fortwährend fragte ich mich: ist das nun wohl eine ernste Herzenssache oder nur eine kleine Liebelei?“

Der Referendar lächelte überlegen: „Nein, verehrter Herr, es ist eine sehr ernste Sache; ich will tatsächlich meine goldene Freiheit verkaufen.“

„Verkaufen?“ fragte der Alte mit gedehnter Stimme und schaute ernster drein.

„Nun ja, um bei Ihrem Scherz von vorhin zu bleiben,“ sagte der andere leicht hin lächelnd, und trank wiederum sein volles Glas leer.

Jetzt spielte der Alte wieder den Zyniker. „Sie haben meine Worte vorhin als Scherz aufgefaßt,“ sagte er, „mir aber war es bitterer Ernst; ich glaube einfach nicht an eine Liebesheirat. Genußsucht oder Geschäft, das sind die Gründe; und das große Unglück unserer Männer ist, daß sie mit zuviel Idealen und Illusionen in die Ehe gehen — da kann ja natürlich der Rückschlag nicht ausbleiben.“

Der Referendar sah den alten Herrn scharf an. Er wußte jetzt nicht mehr genau, was er von ihm halten sollte. War das Ernst oder Ironie? Darüber war er sich nicht ganz klar. Und je mehr er durch die Brillengläser ihm gegenüber sah, um den Ausdruck der Augen dahinter zu ergründen, desto mehr mußte er erkennen, daß sein klarer Verstand rapid wich und daß die Weinstimmung mit ihm durchzugehen begann. Anfangs noch wehrte er sich ein wenig dagegen, schließlich aber mußte er den Widerstand aufgeben und ließ es gehen, wie es wollte.

„Und soll ich Ihnen mal sagen,“ sprach lächelnd der Alte weiter, „daß ich Sie für einen kleinen . . . Schwerenöter halte —?“

„O, ich bitte, ich bitte,“ meinte der Referendar geschmeichelt, aber er hatte schon einen kleinen Zungenschlag.

„Allen Ernstes! Sie haben doch trotz Ihrer jungen Jahre auch schon das Leben bis zur Reife ausgekostet, und nun sagen Sie sich: Schluß! Klaren Tisch! eine reiche Frau! und Schwiegerpapa bezahlt die Sünden!“

Jetzt lachte der Referendar schallend auf.

„Stimmt es nicht?“

„Es stimmt, alter Herr — es stimmt . . . wahrhaftig! wie — das Tüpfel auf dem i! . . . Sie sind ein Gedankenleser, alter Herr!“ lachte schallend der heitere Referendar. „Es stimmt alles! Ich habe . . . Schulden und muß . . . reich heiraten! Also — wenn schon, denn — schon . . . je eher, je besser! . . . Vielleicht gewöhnt man sich auch bald an den Philisterstiebel.“ Er lachte laut: „Na Prost! es lebe die Liebe! hahahaha!“

Jetzt wurde der alte Herr ein wenig reservierter, sprach wenig und horchte genauer auf.

Der andere dagegen, jetzt vollständig redselig geworden, kramte nun alles aus, was er auf dem Herzen hatte, — daß er wirklich verschuldet sei, und daß nun eine reiche Heirat ihn retten sollte, und schließlich holte er gar noch das Bild seiner Zukünftigen heraus und rief: „Hier sehen Sie sich mal das kleine Mädchen an — ganz netter Käfer, wie? . . . Na, ich werd' sie mir schon . . . erziehen, daß sie mir nicht . . . die Stränge zu hoch hält!“

Plötzlich erhob sich der alte Herr, nahm dem anderen das Bild aus der Hand und steckte es ein. Er schien ganz verändert.

„Herr Referendar,“ sagte er ernst, „ich bin Vormund der jungen Dame, deren Bild ich hiermit zurücknehme.“

Laumelnd sprang der andere so heftig vom Stuhl auf, daß dieser umfiel.

„Durch einen Zufall erfuhr ich von dem heutigen Rendezvous. Deshalb kam ich statt meines Mündels. Ich wollte Sie etwas näher kennen lernen, weil schon die Auskunft, die ich bekam, nicht allzu gut lautete. Und nun kenne ich Sie ja allerdings — ziemlich genau. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Sie sich auch nicht die geringsten Hoffnungen zu machen brauchen. Adieu, Herr Referendar!“

Damit ließ er den jungen Mann als „steinernen Gast“ stehen, winkte dem Kellner, um zu bezahlen und verließ das Lokal.

Des Referendars wirrer Blick aber fiel in den Spiegel, der ihm gegenüber an der Wand hing . . .

Er konnte sich nicht entsinnen, schon einmal ein dümmeres Gesicht gesehen zu haben.

Mühselige Hauswissenschaft.

Soll man bei offenem Fenster schlafen?

Von Dr. Otto Gotthilf.

„Was Speise und Trank für den Magen, das ist reine Luft für die Lunge; was Gift für jenen, das ist verdorbene Luft für diese!“ Möchten doch alle dies überaus wahre Wort des großen hygienischen Praktikers Sanitätsrat Dr. Paul Niemeyer beherzigen. Was nützen alle Refonvaleszenten-Anstalten und Kurhäuser für Lungenkranke, welche von wohlthätigen Menschen und Vereinen auf dem Lande und in Luftkurorten errichtet werden, wenn das Übel nicht an der Wurzel gefaßt wird, wenn man nicht die eigentlichen wirklichen Ursachen der Lungenkrankheiten mit Rat und Tat zu verhindern sucht?

In unbegreiflicher Leichtfertigkeit vergiften sich täglich Tausende und Abertausende ihre Lunge und damit ihr Blut und ihren ganzen Organis-